

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 6

Artikel: Falsche Burgenromantik
Autor: Poeschel, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

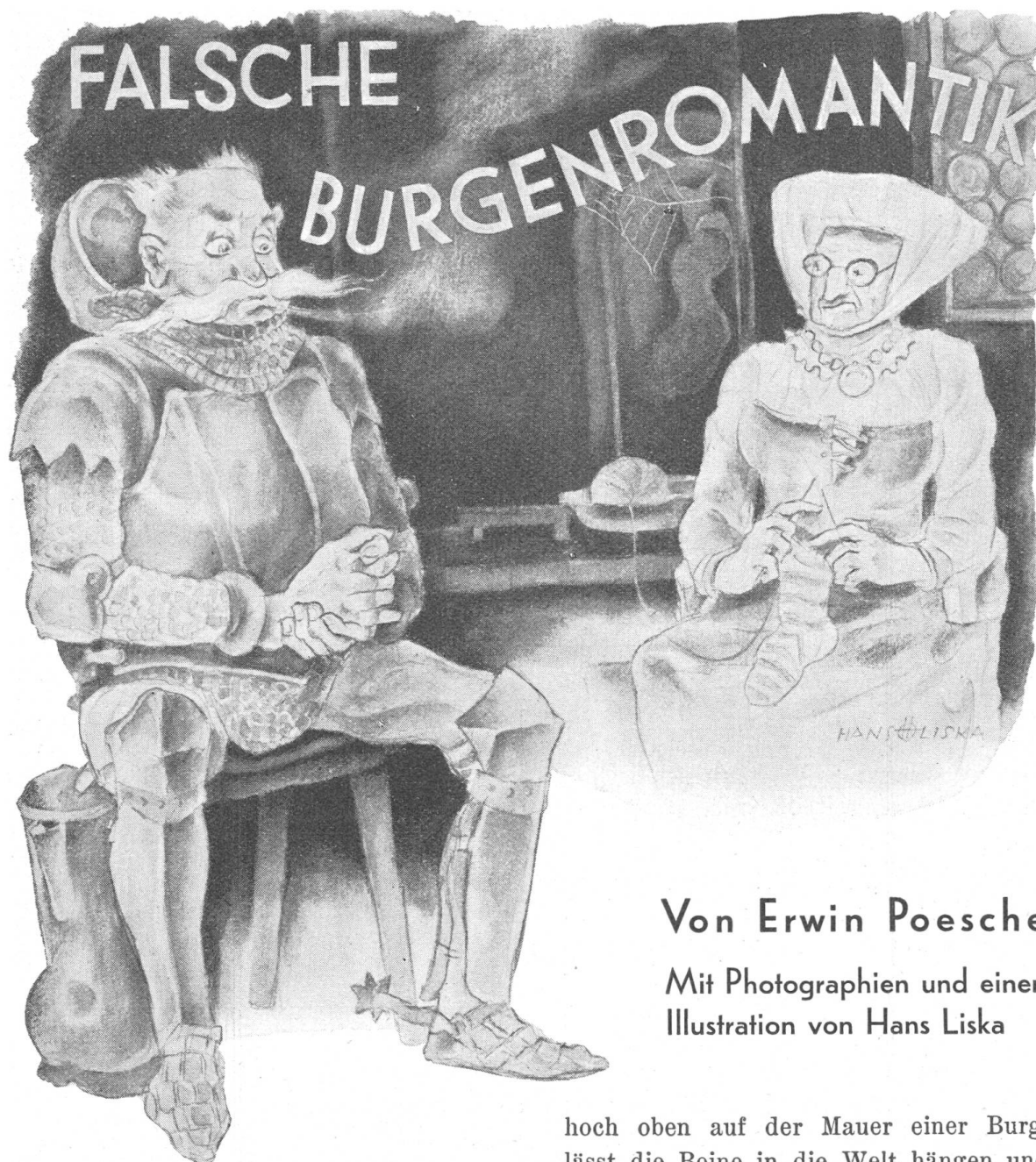
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Erwin Poeschel

Mit Photographien und einer
Illustration von Hans Liska

Die Sonne ist daran schuld. Und dann natürlich die allgemeine Ferienstimmung überhaupt. Man ist der Arbeit entlaufen und hat sie gerade soweit vergessen, dass nur noch jener winzige Rest von schlechtem Gewissen vorhanden ist, dessen man zu einem wahren Genuss bedarf. Nun sitzt man

hoch oben auf der Mauer einer Burg, lässt die Beine in die Welt hängen und ist in generös nachsichtiger Stimmung gegen die sonst als recht kompliziert empfundenen Institutionen dieses Daseins. So nachsichtig, dass man sogar bereit ist, es dem Bauern, der da unter einem Heubündel von beängstigenden Dimensionen sich die steile, von der Sonne glashart ausgeglühte Halde heraufarbeitet, zu verzeihen, dass er es so

schwer hat. Immer in frischer Luft, herrlich, nicht? Und dann immer Milch und Eier und lachsroten, luftgetrockneten Schinken. Wie fabelhaft das übrigens schon rein farbig zueinander aussieht!

Ein wenig aus dem Band gebracht von der Sonne und einem Duftgemisch von Heu, Harz und Farnen mit einem kleinen gefährlichen Spritzer Verwesungsaroma aus dem schattigen Turm nähert man sich jener unordentlichen Grenze zwischen Wachsein und Dämmern, an der man poetisch wird. Man schaut an dem entzückend nutzlosen Gemäuer hinauf, konstatiert so nebenher, dass sich kein Efeu emporrankt, wie das — erinnert man sich recht — in der Literatur meist versprochen wird; aber ein hübsches rundbogiges Fenster ist da mit einem Säulchen, an das sich das Edelfräulein in gotischer S-Linie anlehnt. Meist winkt es. Der Schleier, mit dem sie das tut, ist immer weiss. Irgendwo taucht ein Ritter auf mit geringelten Locken und mandelförmigen Augen und unwahrscheinlich schmalen Hüften — und dann ist etwa die Rede von « nehmt, Fraue, diesen Kranz ». —

Ganz ohne Zweifel ist, wie gesagt, hauptsächlich die Sonne daran schuld. Denn wenn man an einem stürmischen und regnerischen Tag in solch ein Felsen-nest gerät, unter einem überhängenden Block sich notdürftig einrichtet, der Wald in einen brausenden und krachenden Aufruhr geraten ist und die Wolkenfetzen sich an den Mauerzacken verfilzen, dann ist man gegen aufweichend lyrische Gefährdungen schon besser geschützt. Zunächst denkt man daran, wie man auf dem klitschigen Boden wieder hinab ins Tal kommt. Danach aber beginnt vielleicht

eine Ahnung davon zu dämmern, dass das Leben dieser Herren kein ewiger Sonntag war, dass hier von einem harten und gleichsam im Wetter gegerbten Geschlecht eine exponierte Situation mit verbissener Entschlossenheit gehalten wurde. Von ihrer oft recht schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lage wollen wir hier noch gar nicht sprechen, aber man muss sich nur einen Augenblick vergegenwärtigen, was es hiess, in einem in den Felsen hineingeklebten Geierhorst wie Kropfenstein oder einem Bau wie Obertagstein zu wohnen, bei dem man kaum weiss, was Fels ist und was Mauerwerk. Die menschliche Situation ist etwa die eines Wetterwartes einer meteorologischen Station, nur dass dieser noch durch Telephon und Radio mit der Welt in Verbindung ist. Hier aber war der Steinschlag, das Abbrechen der herunterhängenden Eiszapfen und das Brausen der Bäume die einzige Nachtmusik.

Nicht jede Burg lag so kühn, gewiss, aber solche Bauten sind doch Symbole für den Menschenschlag, den sie bargen.

Aber der ganze Zauber von ritterlichem Wesen und Frauenanmut, eines pretiösen in kunstvolle Formen gebrachten, auf festliche Heiterkeit abgestimmten Lebensstiles, wie er uns aus den Fresken und Miniaturen der Zeit oder den Liedern der Minnesänger anweht, das soll also alles nicht wahr sein?

Warum soll es nicht wahr sein? Es ist genau so wahr, wie die « Buddenbrooks » oder die Lotosblume, die « sich ängstigt vor der Sonne Pracht », nur dass die künstlerische Wahrheit und die Wirklichkeit zwei ganz verschiedene Dinge sind. Aber das ist nun ein wenig

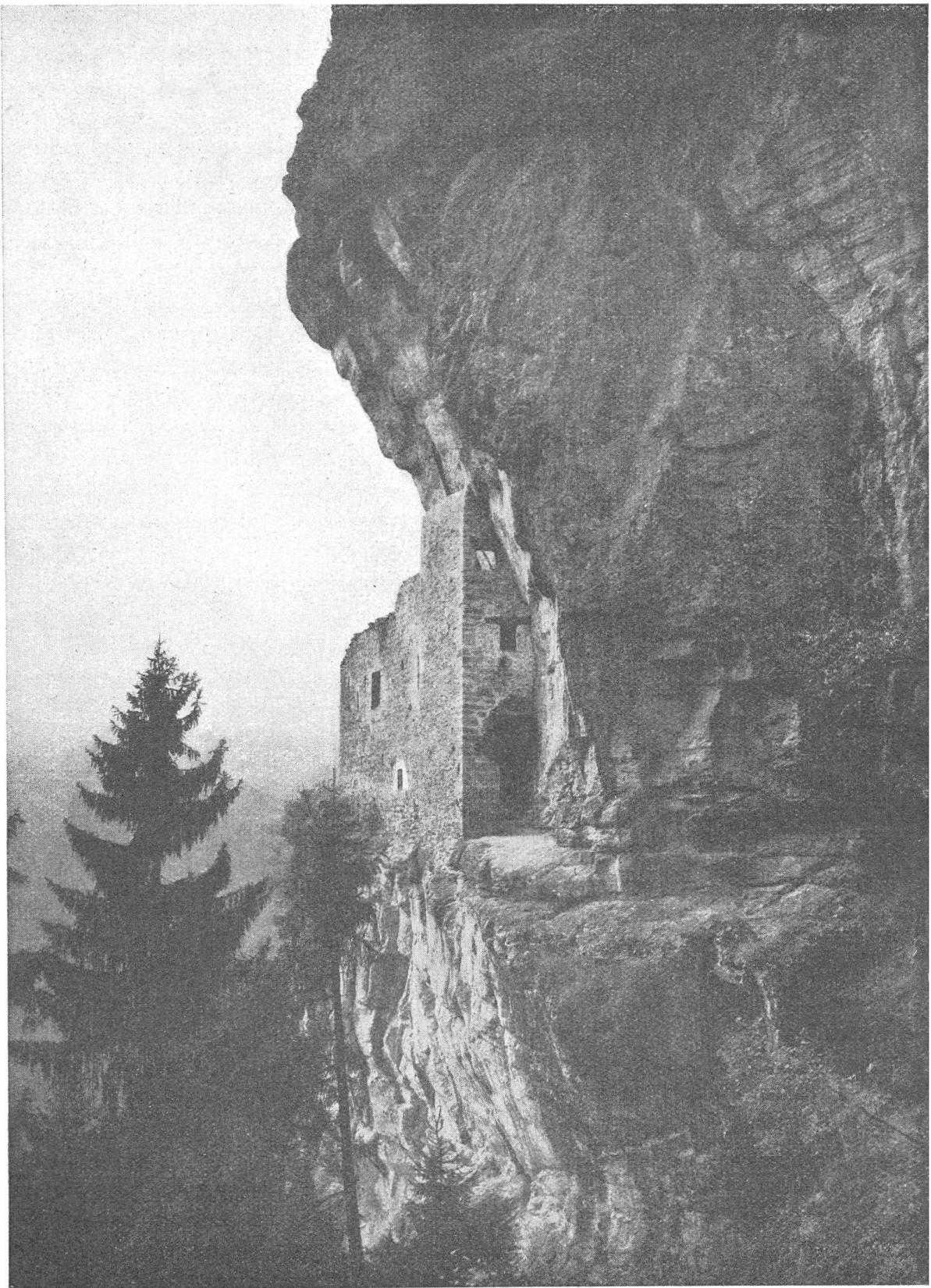
knifflig und ein weites Feld, wie der alte Fontane gesagt hätte, auf das wir nicht ausreissen wollen. Doch wäre vielleicht noch zu bedenken, dass die schönste künstlerische Vorstellung gerade aus einer Wirklichkeit hervorgehen kann, der genau alles das fehlt, was im verklärten Bild enthalten ist. Denn wer weiss, was aus den Frauenbildern Gottfried Kellers geworden wäre, wenn die Urbilder von Fides und Küngolt ihm nicht Körbe, sondern sich selbst gegeben hätten.

Nun wollen wir aber keineswegs leugnen, dass auch Wirklichkeitselemente in der landläufigen Vorstellung von Ritter- und Burgenherrlichkeit enthalten sind, aber man soll einen Lebensstandard, wie er einer kleinen Oberschicht vergönnt war, ein höfisches Leben, das sich auf einigen glänzenden Schlössern des burgundischen Kulturkreises oder auf den apulischen Sitzen Friedrichs II. abspielte, nicht für das allgemeine Niveau der bursässigen Herren halten. Das wäre so, als wollte ein Historiker des zwanzigsten Jahrhunderts schreiben: Die Zürcher Kaufleute wohnten alle im Dolderquartier und in ihren Garagen stand ein Rolls-Royce für den Herrn, ein Packard für die Frau Gemahlin und ein Lincoln für das Fräulein Tochter. — Diese wenigen hoben sich als beleuchtete Spitzen über die graue Talflur der vielen: der unzähligen kleinen Grundherren und Ministerialen, bei denen es oft knapp herging und es darum nicht immer pure Bosheit war, wenn sie auf den Bauern drückten.

Der Irrtum — ein sehr menschlicher und liebenswürdiger Irrtum übrigens — liegt ziemlich klar am Tage: er entspringt aus der Nutzlosigkeit im mate-

riellen Sinn, die diesen Ueberbleibseln einer verschollenen Zeit eignet, sie stehen so ausserhalb des ganzen Zwecknetzes unserer Zeit wie ein armer Teufel, den das Schicksal mit dem Auftrag geschlagen hat, Gedichte zu machen. Und das Nutzlose, Weltabseitige, das eben ist « romantisch ».

Aber was heute hier nutzlos ist, das war es ehemals mit nichten und eine Burg ist, will man sie auf unsere Zeit beziehen, viel eher einer Fabrik, einer Schleuse oder einem Panzerkreuzer zu vergleichen als einem Lustsitz für Luxusexistenzen. Alles an ihrer Anlage war auf Zweckerfüllung ausgerechnet, auf die Erzielung einer möglichst vollkommenen Wehrhaftigkeit und Verteidigungsfähigkeit. Was da lustig vorkragte an Erkern, an Lauben und Galerien, das war nicht als « Belebung der Fassade » erfunden, wie es eine spätere Zeit auffasste und imitierte, sondern hatte den Sinn, die Mauern von oben her unter die Einwirkung von festen und flüssigen Geschossen, von Steinen, heissem Wasser, Pech und ähnlichen unartigen Begrüssungen zu setzen, die dem Angreifer peinlich waren. Bei allen sentimental Burgennachahmungen unserer Zeit haben immer auch die Zinnen eine besondere Rolle gespielt, so dass man eine Zeitlang schon fast sagen konnte: Jedem Rentner seine Zinnen. Weil sich alles allmählich verniedlicht, was aus einer ernsten Sache zum Spielzeug wird, so schnurrten auch die Zinnen, die — so lange sie noch einen Sinn hatten — so gross gewesen waren, dass sich ein aufrechter Mann dahinter decken konnte (der nur zum Abschuss des Pfeiles oder dem Herunterwerfen von Steinen in die Lücke trat),



Kropfenstein bei Waltensburg; man weiss kaum, was Fels ist und was Mauerwerk

immer mehr ein und wurden zu einem müssigen Spitzenbesatz. Auch die gesammelte Kraft, die geschlossene Kompaktheit des Burgenaufbaues hatte einen strategischen Sinn, da es wichtig war, die Verteidigungsstrecke möglichst klein zu halten.

Dass die Ritter sich nicht der schönen Aussicht wegen auf den Bergen niederliessen, sondern dass es strategisch von höchster Bedeutung war, ein weites Blickfeld zu haben und dem Angreifer den Aufstieg nicht zu erleichtern, dass der unbequemste Burgweg also der beste war, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Diese ganze Bauform mit all ihren auf militärische Zwecke hin ausgebildeten Elementen war zeitgebunden; sie steht fremd in unserer Gegenwart und reizt daher zu der Frage, wer denn nun eigentlich in den Schlössern wohnt, die noch aufrecht sind? Über diese Frage aber kann man sich nur klar werden, wenn man sich erinnert, dass die Burgen nun schon ein halbes Jahrtausend unzeitgemäss sind. Denn diese Bauform wurde einmal von der technischen Seite her unterhöhlt durch die Entwicklung der Feuerwaffen, vor allem aber verlor sie ihre Bedeutung durch eine völlige Umwandlung des Wehrwesens. Nachdem die Kriegführung eine Aufgabe ständig unter Waffen stehender, ausgehobener oder angeworbener Truppen geworden war, hatten die Vasallen aufgehört, eine Kriegerkaste zu sein, für die es nicht nur Pflicht sondern Auszeichnung war, das Schwert zu führen. Und die Burg war in ihrer trotzig, eigensinnigen Wehrhaftigkeit, in ihrer Isoliertheit, in ihrer ganz allein auf sich gestellten Kraft der stärkste Ausdruck dieser Standeswürde des mit-

telalterlichen Herrn gewesen. Mit der Auflösung dieser Kriegerkaste, mit dem Verfall des kunstvollen Aufbaues des alten Lehensstaates und den sozialen Umschichtungen des fünfzehnten Jahrhunderts war auch die Bauform der Ritter eine leere Hülle geworden, aus der das Leben gewichen war, das sie erhalten und nähren konnte.

Die Entwicklung ist grausam und gibt sich mit kostspieligen Gefühlen nicht ab. Wie die Spinnmaschinen aufkamen, wurden die schlesischen Weber brotlos, und als die Burgen beschäftigungslos waren, da ging ihrer ein grosser Teil stillschweigend und ruhmlos verlassen ein wie alter Hausrat auf dem Estrich, für den keine Verwendung mehr ist. Andere zerstörte, als die Zeit erfüllt war, die Volkswut. Was aber geschah mit dem Rest?

Es soll hier nur von unsern schweizerischen Verhältnissen die Rede sein und da muss man es als eine Rarität bezeichnen, wenn heute noch — wie das für Blonay im Waadtland zutrifft — eine Familie sich auf der Burg gehalten hat, die ihr im hohen Mittelalter zugehörte. Wer aber waren die Herren, die sich nach dem Verfall der Feudalität dort installierten?

Hier nun machte sich bemerkbar, dass die Burg, wie wir schon sagten, ein Symbol war. Sie war das Zeichen von Herrenwürde, Macht und Ansehen und diese Gloriole blieb ihr über die Epoche hinaus, die sie geschaffen. Solche Symbole sind haltbar, denn sie werden wie Titel und Herrschaftsinsignien von den neuen Herren gerade deshalb gerne übernommen, weil sie vom Alter sanktioniert und mit Respekt gebietender Patina überzogen sind. Daher liebten es auch die im

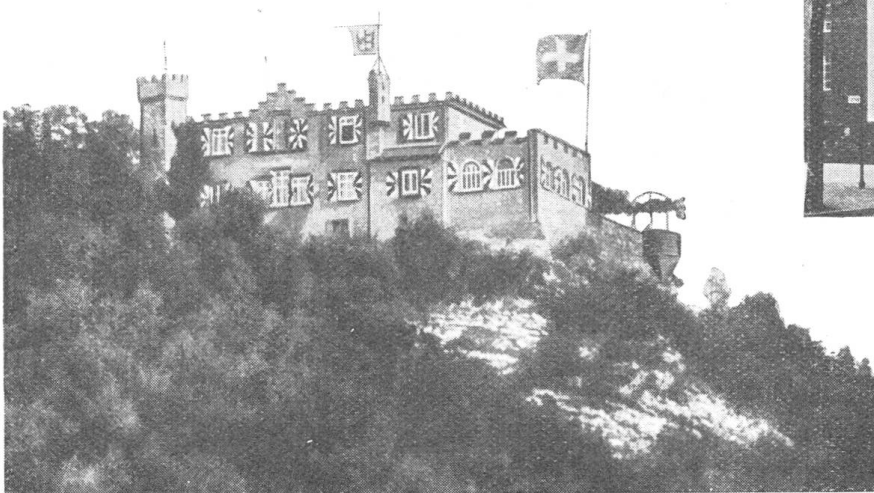


Campell

Villa im Burgenstil



Die Burgen sind Zweckbauten; architektonisch sind ihnen deshalb die modernen Hochhäuser viel verwandter als die Villen im Burgenstil, bei denen Erker, Zinnen und Schiesscharten nur als äusserliche Attrappen verwendet sind



Modernes Hochhaus

Schloss Scharenfels ob Baden, in den 60er Jahren als Gartenwirtschaft erbaut

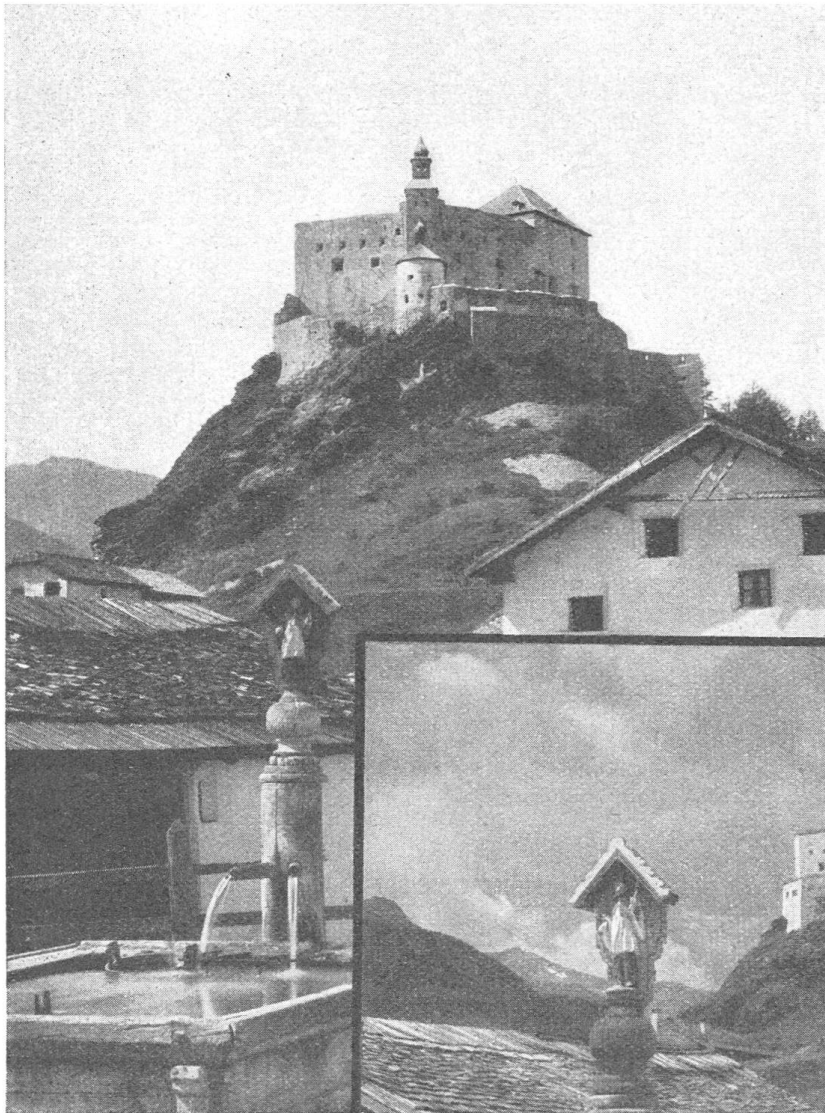
Militärdienst oder der diplomatischen Karriere zu Wohlstand und Einfluss gekommenen Angehörigen eines neu sich konsolidierenden Adels, sich durch den Erwerb eines Schloßsitzes ein standesgemäßes Milieu zu verschaffen. So erwarb sich etwa Ludwig Pfyfer, der « Schwyzerkönig », der durch kühne Waffentaten seiner Familie das Privileg erworben haben soll, bedeckten Hauptes vor den König von Frankreich zu treten, das Schloss Altishofen, und der Marschall Ulysses von Salis richtete die Burg Marschlins neu auf. Es war die Zeit der langen Titel, da man zur Widmung eines Buches eine ganze Seite brauchte, nur um die Namen und Attribute des Gefeierten unterzubringen. Da gab ein Burgsitz eine stattliche Namensbereicherung, denn solch ein « von Altishofen », « von Mauensee », « von Wartensee » dekorierte doch recht hübsch. Wenn nun auch heute noch bisweilen beim Erwerb eines Schlosses der Wunsch mitspielt, aus einer vergangenen Welt sich etwas Glanz zu leihen, so wollen wir diese kleine Schwäche, die niemand zu leid geschieht, nicht schmälen, da sie der Erhaltung unserer historischen Denkmäler dient.

Vor allem aber richteten sich die alten Orte in den Herrschaftssitzen ihrer Untertanenlande die Landvogteien ein, was ja recht nahe lag, da sie die Rechtsnachfolger der früheren Feudalherren waren. Solche Sitze waren Andelfingen, Eglisau, Kyburg, Regensberg, Willisau. Aber wozu sie aufzählen, wir wollen nur noch an Greifensee denken, weil es durch Gottfried Keller auf die anmutigste Weise in die Literatur eingegangen ist.

Gerade diese Landvogteischlösser vermehrten am Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts, als im Gefolge der Revolution die letzten Rudimente der Feudalherrschaft fielen, das Angebot an diesen Objekten, die wie unverdauliche Steine im Magen des Immobilienmarktes lagen, auf bedenkliche Weise. Allzu viel Gedanken machte man sich zu jener Zeit allerdings nicht darüber. Wenn es damals noch möglich war, dass die Abteikirche von Cluny, das grösste Gotteshaus der abendländischen Christenheit, in die Luft gepulvert wurde — nicht etwa in der Revolution, sondern danach, um 1820, ganz ruhig und ohne jede Aufregung, nur um eine Strasse zu bauen — was soll man dann für Burgen erwarten, von denen es immerhin eine ganze Anzahl gab! Man erhielt notdürftig, was man brauchen konnte, und adaptierte es praktischen Zwecken, so gut es ging, und bessere Zeiten kamen erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wieder, als ein immer mehr sich entwickelndes historisches Interesse auch diesen erratischen Blöcken einer untergegangenen Zeit sich zuwandte.

Aus diesem Entwicklungsgang ist schon ein wenig herauszulesen, wer nun heute in den noch erhaltenen Wehrbauten wohnt. Ein grosses Kontingent stellen die in öffentlichen Besitz gelangten Schlösser, die man irgendwelchen allgemeinen Zwecken zuführte. So wurde Regensberg eine Anstalt für Schwachsinnige und Carrouge-Moudon (Waadt) eine solche für Taubstumme; Wikon (Kt. Luzern) und Uster eine Haushaltungsschule, Andelfingen Bürgerasyl, Aarburg Zwangserziehungsanstalt, Hohenklingen landwirtschaftliches Pachtgut der Stadtgemeinde, und in Grüningen und Pfäffikon birgt der Wehrbau sogar die friedliche

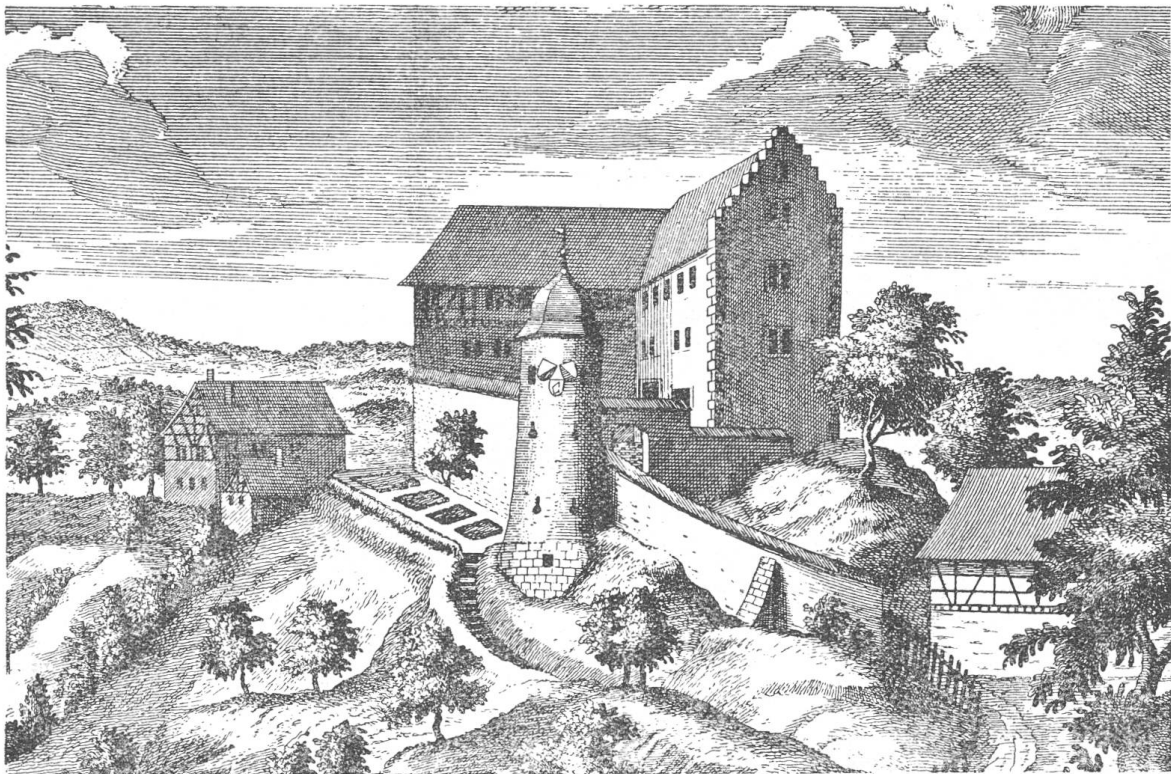


Schloss Tarasp vor der
Renovation



Schloss Tarasp nach der
Renovation

Ein gutes Beispiel



Schloss Steinegg bei Hüttlingen (Thurgau) vor der Renovation

Wohnung eines geistlichen Herrn. In Willisau, Laupen und Rolle, Aigle und Nyon richteten sich öffentliche Verwaltungen und in Morges das Militärarsenal ein. Dies sind nur Beispiele, die den Kreis der Verwendungsarten ungefähr bestimmen sollen. Erst die letzten Jahrzehnte schufen dann noch eine neue Form: Die Burg als staatlich betreutes historisches Denkmal. Hier ist der Bau nicht nur das zufällige Obdach für eine Sammlung, die in keinem inneren Zusammenhang mit ihm steht, wie das etwa beim Polenmuseum in Rapperswil der Fall war, sondern die Burg ist zusammen mit einer historisch sinnvollen Einrichtung als Ganzes Museumsobjekt. Dafür ist Chillon das klassische Beispiel, dem sich neuerdings Kyburg und Wildegg würdig an die Seite gestellt haben und Locarno nachzueifern gedenkt.

Handelte es sich bei der ersten Gruppe um Verlegenheitslösungen, die Verwertung von soundsoviel Kubikmeter sonst leerstehenden Raumes, bei der zweiten um eine historische Konservierung, so versucht die Institution der Jugendburg die Vergangenheit an die Gegenwart zu knüpfen und all das Unwägbare, das den Burgenzauber ausmacht, die dunkle Vorstellung einer mannhaften Zeit in die lebendigen Ziele der Ertüchtigung der Jugend einzuleiten. In der Schweiz steht dieses Unternehmen erst am Anfang, der Turm Grynau an der Linth ist dieser Bestimmung ausersehen und im Bündnerland wird eine ähnliche Einrichtung geplant. Doch ist kaum anzunehmen, dass in der Schweiz diese Bewegung einen Aufschwung erleben wird wie in Deutschland, wo schon über hundert Jugendburgen den wandernden Knaben-



Schloss Steinegg nach der Renovation. Ein schlechtes Beispiel

trupps Herberge bieten; denn was dort diesen Elan trägt, das ist nicht zum mindesten die Enttäuschung durch eine verfinsterte Gegenwart und die Flucht aus einer führerlosen Zeit.

Wo es schon öffentlichen Mitteln und den Subventionen von Verbänden nicht leicht fällt, die Existenz der Burgen durch die Zeiten zu retten, da steht der private Mut vor einer schweren Aufgabe. Das weiss man nicht erst seit heute. Als im Jahr 1595 der Ritter Johann von Mettenwyl die Burg Schauensee erwarb, um sie wieder herzurichten, da riet ihm der Rat von Luzern — väterlich besorgt um das finanzielle Wohlergehen seines Bürgers, wie die Stadträte nun einmal sind — « er solle acht haben und sich nicht in allzu grosse und nach-

teilige Unkosten stürzen ». Heute nun sind die Schwierigkeiten noch bedeutender, weil die Spannung zwischen den Wohnverhältnissen einer Burg und dem, was wir zu verlangen gewohnt sind, noch viel grösser geworden ist. Vom Standpunkt unserer Ansprüche an Hygiene und Komfort aus gesehen lebt heute ein kleiner Angestellter in einer Dreizimmerwohnung bedeutend besser als ein Ritter des Mittelalters. Da es keine Glasfenster gab — diesen Luxus leisteten sich höchstens Klöster — mussten die engen Lichtscharten bei Kälte, Sturm und Regen mit Holzladen versperrt werden. Die offenen Kamine hatten nur kurze Abzüge und wenn der Wind darauf stand, dann war der Raum voll beissenden Qualms. Im Hof, wo die

Ferkel « Auerbachs Keller » spielten, sank man in den Morast bis zum Knöchel. Denken wir heute überhaupt noch daran, was es bedeutet, dass wir nur ein Streichholz aus der Hosentasche zu nehmen brauchen, wenn wir Feuer haben wollen? Das Feuer wurde damals ständig unterhalten. Es gibt schon eine Reichsverordnung Karls des Grossen, die das auf den königlichen Gütern zur Pflicht machte. Wenn dem Bauern die Flamme des Herdes ausging, konnte er Glut beim Nachbarn holen. Aber ein Burgherr, der 500 Meter über der Talsohle wohnte, war auf prähistorische Methoden angewiesen.

Bietet es an sich oft schon grosse Schwierigkeiten, ein altes Haus modernen Bedürfnissen anzupassen, so ist bei der Burg die Lage deswegen noch viel fataler, weil ihre Zweckbestimmung, die Wehrhaftigkeit, sie zu Massnahmen zwang, die sie allen Modernisierungsversuchen gegenüber äusserst renitent machen. Da ist vor allem die Dicke der Mauern. Soll eine Zentralheizung, eine Gas- oder Wasserleitung, Klingelwerk, Telephon gelegt werden, will man grössere Fenster brechen, Räume erweitern, Zugänge verlegen, ein Treppenhaus und W.C. einbauen, immer muss man den Kampf gegen diese widerspenstigen Mauermassen aufnehmen.

Ein sehr kritischer Punkt ist häufig die Wasserversorgung. Wenn man sich schon entschliessen möchte, mit respektablen Kosten von weither einen Strang aus einem gemeindlichen Netz zu der entlegenen Burg zu ziehen, so ist häufig der genügende Druck nicht vorhanden, um das Wasser auf die Höhe zu treiben, und so musste in Tarasp ein eigenes

elektrisches Pumpwerk angelegt werden. Die Isoliertheit spricht sich zahlenmässig nicht nur bei den Zuleitungen, sondern auch bei der Anfuhr aller Materialien mit peinlicher Deutlichkeit aus. Dazu spielt die unbequeme Zugänglichkeit — in militärischer Hinsicht einst ein Vorzug — nun oft eine bedenkliche Rolle. Als König Ludwig II. die Burg Falkenstein bei Pfronten ausbauen wollte, musste er zuerst einmal eine Strasse hinaufführen — und dabei blieb es dann auch und heute rollen dort statt fürstlicher Kaleschen Bierwagen für die Wirtschaft hinauf, die aus der königlichen Laune den Nutzen zog.

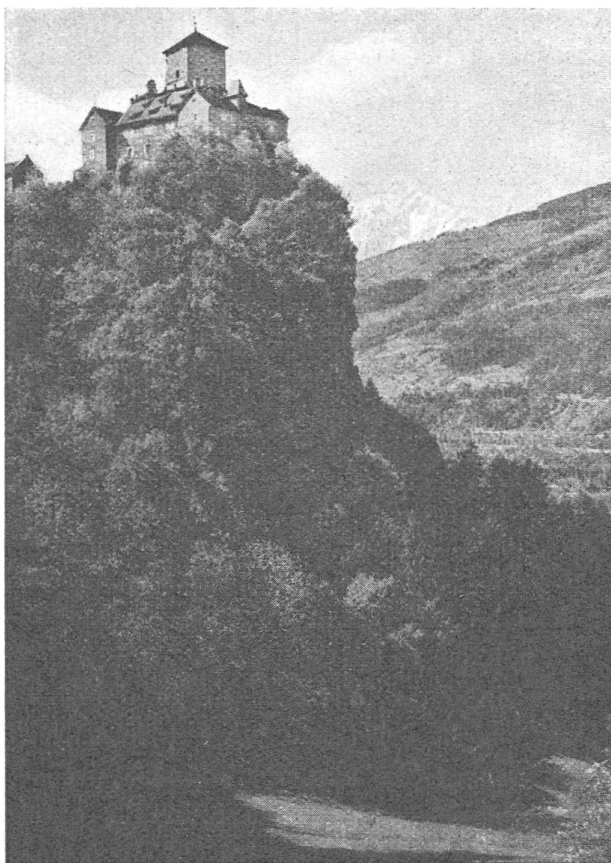
Was aber die Kosten des baulichen Unterhaltes anlangt, so stehen sehr häufig wegen des grossen, teilweise unproduktiven Raumgehaltes von Verteidigungsanlagen, Türmen, Toren und Galerien die aufzuwendenden Kosten in unwirtschaftlichem Verhältnis zum Nutzeffekt. Auch hat es natürlich das Wetter bei einem exponiert liegenden Bau wesentlich leichter, zersetzend einzugreifen als bei einem Stadthaus, was bei den oft komplizierten Dächern von Bedeutung ist.

Unter solchen Auspizien wird uns nicht wundern, was der Stadt München einmal passierte. Ihr war ein Schlossbesitz — man kann schon sagen « zugestossen » und sie wollte ihn so gern wieder los sein, dass sie sich entschloss, ihn dem zu schenken, der sich zur ferneren Unterhaltung verpflichtete, was ihr aber nicht gelang. Man weiss ja auch, dass der nüchtern denkende König von Sachsen das wahrhaft fürstlich hergerichtete Schloss Tarasp, das ihm Lingner vermacht hatte, mit einer seiner ebenso

exakten als unfeierlichen Bemerkungen ablehnte, worauf es dem Grossherzog von Hessen zufiel.

Immer wieder hören wir die Frage, mit welchen Zahlen man beim Erwerb und der Verwaltung eines Schlossbesitzes zu rechnen habe, und da ist nun zu sagen, dass man hier, wo sich die Summen aus einer Reihe besonderer Bedingungen ergeben, die jedesmal wieder anders sind — der Lage, dem Erhaltungszustand, der Qualität des zum Schloss gehörenden Bodens, der augenblicklichen Nachfrage, auch der historischen Bedeutung des Objektes usw. — dass man hier also überhaupt keine ziffernmässigen Massstäbe an die Hand geben kann. Was heisst es unter diesen Umständen, dass Lingner, der Odol-Zeus, für die Burg Tarasp samt Umgelände und dem See Fr. 20,000 bezahlt hat. Denn sie war ja eine Ruine, die einzustürzen drohte. Was sagt es uns aber auch, wenn wir hören, dass er 4½—5 Millionen in dieser grossen Liebe investierte; denn abgesehen davon, dass es sich um einen völligen Neuausbau handelte und allein schon die Betonunterfangungen (zur Stützung der Umfassungsmauern) ein Vermögen verschlangen, wurde die Innenausstattung mit Generosität und Raffinement betrieben. Alte Täfer, Möbel, Holzplastiken, Gobelins, Samte, Bilder, Türbeschläge, Fensterläden, Waffen wurden aufgekauft, um das Bild einer vergangenen Zeit wieder herzustellen und dabei an neuzeitlichem Komfort so wenig gespart, dass auch der Lift (im Campanile) nicht fehlt und im grossen Saal eine Orgel unsichtbar eingebaut ist.

Auch bei Mauensee (Kt. Luzern), das dem Grafen Pourtalès gehört, müssen



Ortenstein. Heute noch bewohntes Schloss. Ausgezeichnetes Beispiel einer verständnisvoll erhaltenen Burg

wir an die wertvolle Einrichtung und vor allem auch daran denken, dass 200 Jucharten guten Bodens zum Schloss gehören, wenn wir einen Preis von eineinhalb Millionen Franken vernehmen. Wie relativ hier aber alles ist, dafür bietet Rhäzüns ein gutes Beispiel. Die Burg wurde für Fr. 48,000 an ein Konsortium zur Gründung eines Ferienheims für Auslandschweizer verkauft, für einen Preis also, für den man sich nur ein recht kleines und bescheidenes Einfamilienhaus hinstellen könnte. Dabei handelt es sich hier um eine teils vier-, teils dreigeschossige Gebäudeflucht von etwa 60 m Länge, ein Objekt, das noch völlig

unter Dach war, Wasser und elektrische Kraft, ja sogar die Bahnstation in der Nähe hat und in der Tat denn auch mit dem verhältnismässig kleinen Aufwand von zirka 80,000 Franken für die bescheidenen Ansprüche eines Ferienheims hergerichtet werden konnte. Die Schwierigkeiten in der Liquidation eines solchen Besitzes illustriert die Tatsache, dass als Verkäuferpartei ein Harst von 47 Miteigentümern aufrückte, ein stattdliches Trüpplein, das schon beinahe zu einem Verein mit jährlichem Stiftungsfest und seidener Fahne gereicht hätte.

Wenn wir oben bekennen mussten, dass es hier kaum möglich ist, Zahlen zu nennen, so muss nun aber auch gesagt werden, dass in dieser Frage die Zahl auch nicht das letzte Wort spricht. Neigungen stehen ausserhalb ökonomischer Kalkulationen. Würde der Sinn für Kunst in uns aussterben, so wäre ein Torso von Phidias morgen ein verhaunenes Stück Marmor. So kommt es auch hier nur darauf an, ob es Menschen gibt, die fühlen, dass in diesen Bauten ein unersetzliches Stück Geschichte enthalten ist und die entschlossen sind, sich diese Passion etwas kosten zu lassen. Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass unsere Zeit besonders unfähig sei, solche Neigungen hervorzubringen. Eine Barbarei wie jene in Cluny begangene wäre heute undenkbar und es dürfte — um bei einem Beispiel aus diesem Gebiete zu bleiben — auch nicht mehr möglich sein, dass man, wie es der Burg Greifenstein bei Filsur passierte, Balken und Steine von einem Schloss abbricht, um ein Schulhaus zu bauen. Die fortschreitende Mechanisierung unseres Lebens steigert das Bedürfnis nach Dingen, die diesem von

Zwecken bestimmten Dasein entrückt sind. Es ist daher auch gewiss kein Zufall, dass sich unter den heutigen Burgenbesitzern auch Grossindustrielle und Bankiers befinden, die in dieser völlig anderen Welt Entspannung suchen.

Daneben sehen wir aber auch als rechte Liebhaber und selbstlose Sachwalter dieser geschichtlichen Erbstücke Menschen, die mit ihrer Vorstellungswelt ohnehin ausserhalb der reinen Zweckwelt angesiedelt sind — Maler und Gelehrte — und man hat gerade in der letzten Zeit viel davon gehört, dass sich der verdiente Schweizer Historiker und Heraldiker Prof. Hegi der sorgfältigen Erhaltung und sinnvollen Ausstattung der Burg Hegi mit intensiver Hingabe gewidmet hatte. Schlossherr — von Wyden im Kanton Zürich — ist auch Prof. Max Huber, der die Schweiz im Haager Schiedsgericht vertrat, sowie Prof. Salis-Marschlin, und auf Vuippens (Freiburg) sitzt ein Maler wie auf Gutenberg im Liechtensteinischen. Die Arbeit eines Gelehrten, des Geschichtsforschers W. von Juvalta, war es vorwiegend auch, die Ortenstein im Domleschg zu einem Musterbeispiel lebendiger und unpedantischer Anpassung eines alten Baues an die Bedürfnisse unserer Zeit gemacht hat. Und gerade in diesem Fall zeichnet sich noch ein anderes Moment ab, das manchmal den Grund bilden kann, sich an den Erwerb eines Schlosses zu wagen: der Historiker Juvalta gehörte einem der ältesten Bündner Geschlechter an, Traditionsbewusstsein lag ihm im Blut, und der Wunsch, den Zusammenhang mit der vergangenen Zeit auch äusserlich festzuhalten, in der die Familie an der Geschichte des Landes entscheidenden An-

teil nahm, mag auch bei dem Schlossbesitz der Planta im Domleschg wirksam gewesen sein.

Immer wieder aber gleiten Schlösser aus wirtschaftlich schwachen Händen oder drohen Burgen zu Schutthaufen zu werden. Mit kleinen Feriengefühlen und flüchtigen romantischen Träumereien

ist jedoch nichts für sie getan. Da sie ein Stück Geschichte sind, so sind wir verantwortlich für ihren Bestand, wenn wir uns des historischen Sinnes nicht überhaupt entschlagen und so tun wollen, als seien wir ein Geschlecht, das an der Landstrasse geboren ist und seine Eltern nicht kennt.

Die Minute, die eine Ewigkeit dauert

